

ANDREAS WENDEROTH

Liebe im Aquarium

**Unter Wasser
herrscht eine
Harmonie,
die das Leben
draussen nie
hatte.**



Hören Sie
diese Geschichte
als Podcast.

Von innerem Leuchten durchdrungen, schweben die Japanischen Kompassqualen hinter stossfestem Glas, ein magisches Geflecht zarter Fäden im Schlepptau. Anmutig treiben die mystischen Wesen, die zu den ältesten Tieren der Welt gehören und fast ausschliesslich aus Wasser bestehen, scheinbar ziellos in ihrem Element. Pulsierend öffnen und schliessen sich ihre goldbraunen Schirme wie gleissende Feuerpilze. An- und abschwellige Farbexplosionen, ein steter Wechsel aus Verglimmen und Entflammen, wie eine nicht enden wollende Meditation über das Leben. «Schön, nicht?», sagt Frau Pupkes.

Sylvia Pupkes, fast täglich, manchmal mehrfach am Tag, besucht sie die Meerestiere, und das seit zehn Jahren. Es ist nicht so, als würde die 47-Jährige zum Spass ins Aquarium des Berliner Zoos gehen. Sie tut es, weil sie es muss. Weil es der Anker ihres Lebens ist. Ihr Halt auf schwankendem Boden. Weil das Aquarium sie über Wasser hält und sie im sanften Schweben der Fische eine Harmonie findet, die ihr wirkliches Leben nie hatte. Für einen langen Tag an ihrem Sehnsuchtsort stärkt sie sich mit einer Tasse Filterkaffee, schwarz, wenig Zucker. Unter einem Sonnenschirm sitzt sie an der rückwärtigen Terrasse des Zoo-Restaurants, die den strategischen Vorteil allergrösster Nähe zum Aquarium hat. Die Gesprächsfetzen, die von den Nebentischen herüberdringen, verlieren sich im Rauschen der Wasserfontäne eines künstlichen Sees. Vor sich hat Frau Pupkes eine Blechdose gelegt mit der Aufschrift: «Rauchste, stirbste, rauchste nicht, stirbste trotzdem, also rauchste.» Daraus fingert sie eine Zigarette, gefüllt mit dem preiswertesten Discounter-Stopftabak, klappt in einer fliessenden Bewegung ihr Zippo-Feuerzeug auf und reibt mit dem Daumen am Zündstein entlang. Ihre Lunge ist genauso wenig in Ordnung wie ihr Herz. «Sollte man natürlich nicht rauchen», sagt Frau Pupkes und steckt sich eine an.

Durch das Rauchen bekommen ihre Hände eine klare Funktion zugewiesen – im Rauchen ordnet sich Frau Pupkes sozusagen selbst. Normalerweise machen ihre Hände alles Mögliche: fahren ihr durch die Haare, streichen nervös am Pferdeschwanz oder den Oberarmen entlang, fassen ihr ins Gesicht oder fummeln an ihrer Smartwatch herum, die sie schlecht lesen kann, weil ihr die Ziffern zu klein sind. Sie weiss selbst, dass sie etwas fähig wirken kann, insbesondere wenn dieses leichte Pendeln mit ihrem Oberkörper dazukommt, das sie nur schwer kontrollieren kann. Auch fällt es ihr schwer, ihrem Gegenüber ins Gesicht zu schauen. Nicht, weil sie schüchtern wäre. Nein, Sylvia Pupkes ist Autistin, sie leidet unter einer leichten Ausprägung des Asperger-Syndroms. Womit sie kein Problem hat. Manchmal jedoch andere.

Das mag auch damit zusammenhängen, dass ihre Erscheinung ein bisschen aus dem Rahmen fällt. Frau Pukkes hat ein vom Leben gezeichnetes Gesicht, dessen ungeschminkte Züge durch die schmale schwarzgerahmte Brille noch unterstrichen werden. Sie sei nicht der Typ, der morgens drei Stunden vor dem Spiegel steht, sagt sie, dazu fehle ihr die Ruhe. Es ist schon ein paar Jahre her, dass sie das letzte Mal Rouge aufgetragen hat. Würde auch gar keinen Sinn mehr machen. «Wechseljahre», sagt sie mit einer Stimme, angeraut wie feinkörniges Schleifpapier, und wischt sich, wie zur Erklärung, den Schweiß von der Stirn.

Eigentlich hat sie blauschwarze Haare, weil das den Schimmer der silbergefassten Ammoniten aufnimmt, diesen zeitgleich mit den Dinosauriern ausgestorbenen und seither versteinerten Kopffüßern, die sie um den Hals trägt. Aber da ihre Tage in letzter Zeit zu vollgestopft und zu hektisch waren, um sich mit etwas so Unwichtigem wie Frisörterminen und Haarefärben zu beschäftigen, ist ihr Kopf nun geschmückt mit einer ganzen Palette an Farbnuancen. Ihren Pferdeschwanz kombiniert sie mit einer ärmellosen Rüschenbluse und einem langen Faltenrock aus Tüll, eine Kombination, von der man annehmen könnte, sie wolle damit das Lebensgefühl einer bestimmten Zeit ausdrücken. Aber Frau Pukkes will mit ihrer Kleidung gar nichts ausdrücken und hat darüber auch noch nie nachgedacht. Sie trägt es, weil es bequem ist. Weil es ihr gefällt. Und bezahlbar war.

Man kann nicht sagen, Sylvia Pukkes würde ihre Leidenschaft verstecken. Hinweise auf das, was ihrem Leben den Rahmen gibt, trägt sie für jeden sichtbar mit sich herum. Die Umhängetasche, in der sich neben der Dauerkarte auch ihre Notfallmedikamente befinden, ziert ein farbenfrohes Quallenmotiv. An beiden Edelstahltrinkflaschen hängen Plüsch-Rochen, Haifische verschiedener Ausführung und diverse Muschelanhänger. Noch jede Menge anderer Meeresbewohner, vor allem Koi-Fische, finden sich an ihren Armbändern und Ringen. Man mag das für übertrieben halten. Für kindlich, beschränkt oder wunderlich. Und liegt damit in jedem Fall: falsch. Es ist ja nicht so, als würde Frau Pukkes zum Spass ins Aquarium gehen. Sie tut es, weil sie es muss. «Weil ich es brauche wie die Luft zum Atmen.»

Auf dem Weg zum Aquarium schaut sie, einem festen Ritual folgend, kurz zum Löwengehege hinüber und erzeugt einen schneidend-pfeifenden Ton, indem sie Luft zwischen den Lippen einzieht. Augenblicklich lugt der männliche Löwe hinter einem Felsen hervor. Sie wiederholt das markante Geräusch, mit dem sie auch bei Krähen

und Ratten höchste Aufmerksamkeit erzielt, und nun ortet der Löwe sie zwischen den Passanten, taxiert sie. Es ist nicht so, dass sich Frau Pupkes nicht zumindest nebenbei auch für andere Zootiere interessieren würde, nur sind die Prioritäten bei ihr sehr klar: «So'n Elefant zum Beispiel», erklärt sie den Unterschied, «der trampelt den ganzen Tag rum. Aber Fische ...», und ihre Stimme wird jetzt ganz weich, «die haben so etwas Zartes.»

Den ersten und zweiten Stock des Berliner Aquariums besucht sie in der Regel kurz oder gar nicht: Bei den Reptilien ist es ihr zu warm, und mit den Spinnen kann sie nicht viel anfangen. Es sind die Lebewesen der Unterwasserwelt, die sie anziehen: «Ich setz mich irgendwo hin, wo ich so'n bisschen für mich bin und meine Ruhe hab, häufig auch aufm Boden, und dann beobachte ich die.» Ihr Lieblingsplatz ist zwischen dem Hai- und Rundbecken, angelehnt an eine Betonsäule. Hier im achteckigen Anbau weitet sich der Raum, wird lichter, der Schall fängt sich weniger als in den schmalen Gängen. Werden die Kinder um sie herum trotzdem zu laut, greift die Aquarianerin zu ihren «Noise Cancelling»-Kopfhörern, die sie sich irgendwann mal geleistet hat, und dreht, je nach Bedrohungslage, Mozart oder Beethoven auf.

Jetzt schaut sie auf den Schattenwurf der beiden Tiere, deren Patin sie einmal war. Vor drei Jahren hatte ihr jemand Geld geschenkt, und Frau Pupkes, die selbst keines hat, dachte, wie fast immer in solchen Fällen, nicht an sich, sondern zuerst ans Aquarium. Wobei man das in ihrem Fall ja nicht so genau trennen kann. Die beiden Schaufelnasen-Hammerhaie – die einjährige Patenschaft damals im Weihnachtsangebot für 200 Euro – stossen zwischen bunt schillernden Korallenriffen hervor und drehen mit grossem inneren Ernst ihre Runden. Als sogenannte Passivatmer, die nur schwimmend durch ihre Kiemen Sauerstoff aufnehmen können, sind sie zu ständiger Bewegung verdammt. Niemals Pause. Fast wie bei ihr, sagt Frau Pupkes.

Das Aquarium ist ihr Ort der Heilung. Ein geschützter Raum – wie eine Glocke, die sich sanft über sie legt und undurchdringlich ist für Anfeindungen jeder Art. Im Aquarium hält sie die Vergangenheit von sich fern. Ist ganz bei sich und den Fischen. «Ist wie 'ne Art Therapie», sagt Frau Pupkes, wenn sie ins Urelement der Erde abtaucht. Weil das Aquarium sie über Wasser hält. Weil sie im sanften Schweben der Fische eine Harmonie findet, die ihr Leben nie hatte. Weil alles Schwere hier ganz leicht wird und sich auch quälende Erinnerungen im Wasser auflösen wie eine Brausetablette.

Sylvia Pupkes, geboren am 15. Mai 1976 in Sande, einem kleinen Ort in der Nähe von Wilhelmshaven an der Nordsee. Die Mutter Alkoholikerin, die auch in der Schwangerschaft nicht von den Flaschen lässt. Und den Zigaretten. Für ihr Baby hat sie wenig Sinn. Schlägt es, wenn es schreit. Mit eineinhalb Jahren kommt Sylvia Pupkes stark unterernährt ins Krankenhaus und, weil sich das Jugendamt einschaltet, zu Pflegeeltern, die sie einige Jahre später auch adoptieren. Die neue Familie bedeutet ihr viel. Doch bald wechselt die Adoptivmutter ihren Mann und heiratet einen Alkoholiker. «Der gleiche Mist nochmal», sagt Sylvia Pupkes. Aber damit nicht genug, denn es gibt noch den Vater ihrer Adoptivmutter, und der ist pädophil. Kommt nachts in ihr Kinderzimmer. Der Schmerz des jahrelangen Missbrauchs wirkt bis heute nach, aber damals ist sie eingeschüchtert, traut sich mit niemandem darüber zu reden. Erst als sie volljährig ist, zeigt sie ihren Grossvater an. Aber da sitzt er schon wegen ähnlicher Straftaten im Gefängnis. Einige der Anklagepunkte sind verjährt, ausserdem ist er beinamputiert und herzkrank, am Ende wird seine Gefängnisstrafe lediglich um ein halbes Jahr verlängert. «So etwas sollte nicht verjähren», sagt Frau Pupkes. «Ich hab ja auch lebenslänglich, wenn man so will ...»

Wenn sie über ihre Jugend redet (und auch über das meiste andere), tut sie das streng faktisch und eher unemotional. Sie beschreibt die Dinge sehr detailliert, aber gewichtet sie praktisch nicht. Die Kurzfassung: Einzelgängerin, ein bisschen zappelig, sie malt gern und liebt es, wenn sie ans Meer fahren und sie in die Wellen taucht. Weil sie geschickt ist und schnell, muss sie zu Hause die Hühner, die geschlachtet werden sollen, in die Ecke treiben und einfangen. Obwohl die Adoptivmutter sie wegen der Asperger-Diagnose zunächst in eine Sonderschule geben will, schafft sie am Ende sogar den erweiterten Hauptschulabschluss, zieht nach Berlin und beginnt 1996 eine Ausbildung als Gärtnerin.

Ein paarmal ruft sie in dieser Zeit noch ihre leibliche Mutter an. Aber es hat sich nichts geändert: Die Mutter lallt, und die versprochenen Rückrufe bleiben aus. Irgendwann stellt sie ihre Kontaktversuche ein. Jahre später wird sie im Aquarium sehen, wie kleine Buntbarsche bei Gefahr sofort ins Maul der Mutter flüchten. Während es bei ihr doch genau umgekehrt war: Ihre relative Sicherheit bestand darin, sich möglichst weit fernzuhalten von ihr.

Als Sylvia Pupkes als Folge eines Gendefekts der komplette Dickdarm herausoperiert werden muss, darf sie nicht mehr schwer heben. Der Gärtnerberuf hat sich damit erledigt. Aber sie macht eine Entdeckung:



Als ihre Adoptivmutter sie im Krankenhaus besucht und vom Berliner Aquarium schwärmt, geht auch sie zum ersten Mal hin. Sie ist sofort gebannt von dieser Welt, in der alles im Fluss ist. Und zugleich seine Ordnung hat. In der Woche drauf ist sie wieder da und bald schon so oft wie möglich. Es ist, als würde das viele Wasser sie in einer Art reinigendem Prozess durchspülen und ausschwemmen, was sich an Schmutz in ihr abgelagert hat.

Als sie 2010, nach erfolgreichem Fernstudium, einen Job in einem Computerservice in Berlin-Spandau antritt, rückt das Aquarium in den Hintergrund. Ihr neues Aufgabenfeld: Fehlersuche, Backups, Festplattenwechsel. Morgens um acht schliesst sie den Laden auf. Und muss meist bis Mitternacht arbeiten. Sechs Tage die Woche, nur wenige Stunden Schlaf. Der Chef verpflichtet die Angestellten, jedem Kunden zu sagen, dass er sein Gerät innerhalb von drei Tagen zurückbekommt. Aber es gibt viel zu viele Aufträge und zu wenig Personal. Das Dreitagesversprechen ist völlig unrealistisch, täglich beschwerten sich die Kunden bei ihr. Ein Jahr lang geht das so. Selbst als ihre Adoptivmutter an Krebs erkrankt, bekommt sie nicht frei. Dafür etwas, das sie zunächst für eine Erkältung hält. Aber es ist eine verschleppte Angina, die ihr auf die Herzklappen geschlagen ist und sie eines Morgens ohnmächtig zusammenbrechen lässt. «Wieso gleich zwei Wochen?», raunzt der Chef sie an, als er von ihrer Krankmeldung erfährt.

Ein Dreivierteljahr ist Sylvia Pupkes, wie sie sagt, «out of order». Sie macht Gesprächstherapie. Besucht ein paarmal das Aquarium, mehr nicht. Dann will sie endlich wieder etwas tun. Für eine Zeitarbeitsfirma fängt sie als Kassiererin im Supermarkt an. Meist Früh- oder Spätschicht, manchmal auch nachts. Sie ist gut und schnell. Einmal zieht sie in zweieinhalb Stunden satte 3000 Euro Umsatz durch den Scanner – und bringt damit den Server zum Absturz. An der Kasse erlebt sie vieles. Einer fragt, ob die Äpfel vegan seien. Andere wollen wissen, ob auf ihrer EC-Karte noch ausreichend Geld sei. Ob es sehr schwer sei, die Fertigsuppe zuzubereiten, auf deren Verpackung ein Piktogramm deutlich macht, dass man lediglich heisses Wasser draufgiessen muss. Es kommen auch Menschen, die man noch riecht, lange nachdem sie den Raum verlassen haben.

Und dann jener Samstagabend, der sie aus der Bahn schleudern wird. Sie hat einen anstrengenden Arbeitstag hinter sich, alle Kunden sind raus, die Kassen abgerechnet, das Geld liegt gezählt im Tresor. Auf die vier Angestellten warten jetzt Feierabend und Wochenende. Aber

vor der Tür, im toten Winkel, auch zwei maskierte Männer. Als ihr Kollege rausgehen will, schlagen sie ihn nieder. Sie müssen sich auf den Boden legen und werden mit Klebeband an den Händen gefesselt. Weil die Einbrecher irrtümlich Frau Pupkes für die Chefin halten, spürt sie den Lauf der Pistole an ihrer Stirn. Sie soll den Tresor öffnen. Frau Pupkes erinnert sich, dass sie dachte: «Da komm ich nicht mehr lebend raus.» Äusserlich bleibt sie ruhig, aber sie hat Todesangst, betet. Der Tagesumsatz ist so im Tresor verschlossen, dass auch die Mitarbeiter keinen Zugriff mehr haben. Die Täter müssen sich mit dem Wechselgeld begnügen, das für die drei Kassen in einem Sonderfach deponiert ist. Als die Polizei eintrifft, sind sie bereits verschwunden.

Was bleibt, ist die Angst, die sich in Sylvia Pupkes hineinfrisst. Sie hat keine Energie mehr, fürchtet die Menschen, kann ohne Schlaftabletten nicht mehr runterfahren. Ihre Adoptivmutter, die bis dahin wichtigste Bezugsperson ihres Lebens, ist Anfang 2012 gestorben, es ist niemand mehr da, an den sie sich lehnen, der ihr Halt geben könnte. Nach drei Wochen versucht sie es noch einmal, fängt in einem anderen Supermarkt an. Weil sie Angst hat, im Dunkeln rauszugehen, nur noch Tageslicht. Aber die Geschwindigkeit, die sie so auszeichnete, hat nachgelassen. Auf einmal scheint ihr die Verantwortung für das Geld zu gross. Auch ist sie nicht sicher, ob sie es schafft, weiterhin freundlich zu bleiben. Oft schaut sie zur Tür, weil sie stets damit rechnet, dass gleich wieder etwas passiert. Der Berufswelt nicht mehr gewachsen, lässt sie sich krankschreiben. Und versucht zur Ruhe zu kommen.

Ihre Hinwendung zu den Tieren ist auch eine Abwendung von den Menschen, die sie so oft enttäuschten. Bei den Fischen kann sie Abstand gewinnen, es ist der Ort, an dem ihre Verletzungen vernarben. Bei den Fischen, deren Häute so magisch schillern, als hätte man sie mit Eisenglimmer bestäubt, gibt es keine Einsamkeit mehr und keine endlosen Erinnerungsschleifen. Nichts lastet mehr auf ihren Schultern, wenn sie diesen so sanftmütig scheinenden Wesen demütig ins Antlitz blickt. Hier bei den Fischen ist das Leben aller Sorgen enthoben, schwerelos. Fast ist es, als würde sie mit ihnen schwimmen.

Oft sitzt sie nur in ihrer Nähe, auf den wellenförmigen Metallbänken oder den grauschwarzen Bodenfliesen, und macht auf dem Laptop ihren Behördenkram. Oder schreibt an ihrem Aquarium-Blog, den sie in unregelmässiger Folge ins Netz stellt. Auch wenn sie darin gelegentlich sanfte Kritik einstreut (zum Beispiel, dass das neue Logo «nicht gerade ein Kracher ist»), gibt es ausserhalb der Belegschaft nie-

manden, der so viel Werbung fürs Aquarium macht wie Frau Pupkes. Im Moment hat sie sich in die Auswertung historischer Baubücher und tausend abfotografierter Aktenseiten des Berliner Landesarchivs vertieft, um der ihrer Meinung nach völlig unzureichend geklärten Frage nachzugehen, welche Teile des alten Tragwerks aus Stahlbeton sind und welche gemauert. Frau Pupkes zählt nicht die Klicks, die sie bekommt. In erster Linie, sagt sie, mache sie es ja für sich selbst.

Zuweilen stösst sie im Aquarium auf Frau H., die sie als eine der wenigen anderen ernsthaften Aquarianerinnen akzeptiert. Und dennoch lieber den Umgang mit ihr vermeidet. Frau H., die den Zackenbarsch immer so seltsam durch die Scheibe liebkost, geht ihr nämlich ein bisschen auf den Wecker. «Die kriegt's nicht mit, wenn's einen nicht mehr interessiert.» Jammert nur rum. Dass die Nachbarn nerven und das Fernsehprogramm. Dass sie so alt sei und krank. «Seien Sie froh, dass Sie noch so jung und gesund sind!», hat Frau H. neulich zu ihr gesagt. Natürlich hätte Frau Pupkes ihren künstlichen Darmausgang ins Feld führen können. Ihr Nierenversagen vor ein paar Jahren. Ihre Angina pectoris, die angeschlagene Bauchspeicheldrüse und einige andere innere Organe, die auch nicht mehr gut arbeiten. Eine Krankenakte, so schwer, dass man ein Nashorn damit erschlagen könnte. Aber Frau Pupkes hat gar nichts gesagt.

Zwar fällt es ihr nicht leicht, Menschen ins Gesicht zu schauen, dafür bemerkt sie Details, die anderen nicht auffallen. Zum Beispiel, dass am Rundbecken heute wieder ein paar Tropfen Wasser ausgetreten sind. Bloss nicht darauf ausrutschen, sagt sich Frau Pupkes, bloss nicht wieder «Pupkes meets Beton». Schon wegen ihrer Osteoporose. Die abfallende Schräge zu den Landschaftsaquarien ist ihr ein bisschen unheimlich. Lehnt sie sich an das grosse Landschaftsbecken, spürt sie die Vibration, wenn jemand viele Meter entfernt dagegenklopft. Sie selbst klopft nie, fasst nur ganz zärtlich mit den Fingerspitzen aufs Glas, um die sensiblen Tiere nicht zu erschrecken. Der eigentlich zutrauliche Rotflossen-Antennenwels zum Beispiel zieht sich mit seinen langen Barteln sofort in den hinteren Teil des Beckens zurück, sobald die Scheibe traktiert wird. Was mit der höheren Schallgeschwindigkeit im Wasser zu tun habe. «Je dichter das Material, desto schneller wird der Schall übertragen», erklärt Frau Pupkes.

Eher selten kommt sie mit anderen Besuchern ins Gespräch. Weil echtes Fischinteresse meist fehlt. Wittert sie etwas, das zumindest in diese Richtung geht, mischt sie sich, behutsam vortastend, ein. Insbe-



sondere wenn eine Mutter ihrem Kind etwas falsch erklärt, dann sieht sie sich in direkter Verantwortung und *muss* korrigieren. Natürlich so sanft wie möglich: «Nein, das ist ein Feuerfisch. Ja, die Stacheln sind giftig, aber man stirbt nicht unbedingt davon.» Eine Mutter sagt zu ihrem Jungen: «Weiss nicht, ob sie hier Nemos haben.» Frau Pupkes hält einen Moment inne, sie möchte nicht besserwisserisch wirken (was nicht einfach ist). So beiläufig wie möglich sagt sie: «Die haben hier Clownfische, kann Ihnen gern zeigen, wo ...»

Lange vor den beiden Haien hatte sie schon mal eine Patenschaft. Für einen kleinen Azur-Riffbarsch, den es inzwischen nicht mehr gibt. Ein paarmal war sie auch auf den Patenschaftsabenden, aber gross unterhalten hat sie sich mit den anderen Paten und Patinnen nicht. Habe sich nicht ergeben, sagt sie. Vielleicht weil eine feine, aber undurchdringliche Grenze zwischen ihr und den anderen verlief. Sie möchte ihnen nicht absprechen, dass sie sich *auch* für die Tiere interessieren. Aber es schwang für sie eben auch etwas anderes mit. Etwas, das Frau Pupkes denken lässt, es ging ihnen «vielleicht nicht in erster Linie» um die Bewohner des Zoos. Wer eine Patenschaft übernimmt, hat meistens Geld. Frau Pupkes kennt die Chiffren bürgerlichen Statusdenkens nicht. Weder kann sie von weiten Urlaubsreisen erzählen noch von guten Restaurants. Wohl hätte sie erwähnen können, dass sie ihre Lebensmittel von der wohltätigen «Tafel» bezieht, in einer günstigen Einzimmerwohnung in Berlin-Wedding lebt, eine Erwerbsunfähigkeitsrente und eine ergänzende Grundsicherung bekommt. Aber vielleicht hätte das die Stimmung getrübt.

Vor ein paar Jahren hat sie ihre Mitgliedschaft im Förderverein gekündigt. Aus Geldgründen, aber auch, weil sie von einigen Mitarbeitern am Einlass, mit denen sie ganz gern mal ein Pläuschchen gemacht hatte, enttäuscht war. Vielleicht hatte sie die Zeichen falsch gedeutet. Weil im Leben von Nichtautisten zwischen dem, was jemand sagt und meint, oft ein feiner Unterschied besteht. Erkundigt sich jemand «Wie geht's?», sieht das Frau Pupkes als Einladung, etwas weiter auszuholen. Ebenso eine Bemerkung wie «Ist ja interessant!». Dass es nur Höflichkeitsfloskeln sein könnten, kommt ihr nicht in den Sinn. Sie nimmt das Gesagte wörtlich. Das, was zwischen den Worten schwebt, ein taktischer Hintersinn oder gar Ironie, vermittelt sich ihr nur schwer.

Frau Pupkes ist vorsichtiger geworden. Befindlichkeitsfragen beantwortet sie meist nur noch mit «gut» oder «alles prima». Denn mehr wollten die meisten gar nicht hören. Mit den Pflegern im Aquarium ist es

ein bisschen anders. Zu ihnen hat sie eigentlich einen ganz guten Draht. Bis auf Herrn V., der immer wegläuft, wenn er sie sieht. Oder so tut, als würde er sie nicht sehen. Manchmal hält er sich auch die Hand vor die Augen, eine rätselhafte Geste der Abschirmung, über die sie länger nachgedacht hat, ohne zu einem verwertbaren Ergebnis zu kommen. «Keine Ahnung, was mit dem Mann los ist.»

Christian von den Meerwasserfischen habe, wie Frau Pupkes sagt, mal eine Zeitlang geglaubt, «ich könnte was von ihm wollen». Dabei will sie von Männern aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen eher gar nichts. Eigentlich haben sie nur über Fische geredet, aber vielleicht lag etwas in ihrer intensiven Art, in die sie sich steigern kann, wenn ihr etwas wichtig ist, das bei ihm so angekommen war, als hätte sie mit ihm geflirtet. Obwohl das natürlich nicht so gemeint war. Und Flirten nicht zu ihren Kernkompetenzen gehört. Denn auch dafür braucht es ja diese seltsamen Mehrdeutigkeiten, bei denen man um die Ecke denken muss. Immer schwingt noch eine andere Ebene mit, obwohl es doch schon schwierig genug ist, sich auf der einen zu bewegen. Jedenfalls war es ein Missverständnis, und Frau Pupkes ist Christian im Nachhinein sehr dankbar, dass er es offen ansprach. Denn sonst hätte sie gar nicht verstanden, warum sich jemand, mit dem sie sich nur hatte austauschen wollen, unmerklich von ihr entfernt.

Das ganze Becken verdunkelt sich, wenn der Stachelrochen wie ein Raumschiff an ihr vorbeischiebt. Der Dornenwels scheint sich nur für die Algen zu interessieren. Aber wie aufgeregt die Sodabuntbarsche werden, wenn sie ihnen mit der Handykamera das eigene Bild spiegelt. Natürlich hat Frau Pupkes ihre Favoriten. Zum Beispiel den kubistisch anmutenden Picasso-Drückerfisch, den sie unendlich schön findet. Leider verschwindet er immer unten an der Betonkante im toten Winkel, wenn sie ihn fotografieren möchte. Während sie zumindest bei einem der gelben Kugelfische den Eindruck hat, dass er sofort kommt, wenn er sie sieht.

Natürlich vermisst sie ihren alten Napoleon-Lippfisch, der leider verstorben ist, weil er sich im Haifischbecken nicht durchsetzen konnte. Danach kam ein kleinerer, aber der habe ihm nicht annähernd das Wasser reichen können. Der alte Lippfisch mochte alles, was glitzert. Vor vielen Jahren, als es noch das Candlelight-Dinner im Aquarium gab, was für Frau Pupkes immer den Höhepunkt des Jahres darstellte, hat er ihr den ganzen Abend auf den Teller gestarrt. Weil ihn das auf Hochglanz polierte Besteck so faszinierte. «Ein Bild für die Götter», sagt Frau Pupkes.

Das Aquarium ist für sie wie ein starker Magnet, an dem sich die Eisenfeilspäne ihres Lebens ausrichten. Hält sie sich ausserhalb dieses Magnetfeldes auf, fällt die Ordnung in sich zusammen. Als das Aquarium infolge der Pandemie schliessen muss, ist dies ein Angriff auf den Kern ihrer Person, ihre Lebensführung. Ihren Tagen fehlt nun der Taktgeber. Zurückgeworfen in ein Gefühl der Ausweglosigkeit, bezahlt Frau Pupkes die Schliessung des Aquariums mit einer tiefen Depression. Sie stellt eine Kerze ans Fenster und betet, die schwere Zeit möge vorübergehen. Aber die Zeit dehnt sich zäh. Auch wenn sie das Gebäude nicht betreten darf, fährt sie wie auf kaltem Entzug trotzdem täglich mit ihrem alten Fahrrad hin, manchmal so schnell, dass sie fürchtet, geblitzt worden zu sein. Von aussen setzt sie sich ans Gebäude, um in der Nähe ihrer Fische zu sein. Und wenigstens ein paar von ihnen in dem kleinen Sichtfenster zur Strasse begrüessen zu können.

Als sie in der *Berliner Morgenpost* liest, dass der Betrieb des Aquariums auch ohne Gäste täglich 10 000 Euro verschlingt, beschliesst sie zu helfen. Näht Gesichtsmasken, die sie aufwendig mit Aquariumsmotiven bedruckt. Sie bekommt mehr als 200 Euro zusammen, die sie dem Aquarium vollständig spendet. Bald darauf ihre nächste Hilfsaktion: Stellt sich im Winter zehn Tage hintereinander bei Minusgraden auf den Markt und verkauft selbstgebastelte Christbaumanhänger aus Filz für ein und zwei Euro. Weil sie findet, dass Menschen, die das Aquarium nicht kennen, ein Recht darauf haben, darüber informiert zu werden (und es natürlich ihre Pflicht ist, dies angemessen zu tun!), hat sie aus ihren digitalen Foto-Ordnern mit rund 30 000 Aquariumsbildern die 50 aussagekräftigsten in einem kleinen Album zusammengestellt, die sie nach jeder Benutzung mit Desinfektionstüchern abreibt. Die Tage auf dem Markt sind lang, aber es zahlt sich aus: Pünktlich zum Heiligen Abend 2020 kann sie dem Aquarium 350 Euro überweisen.

Im Frühjahr spricht sie vor dem kleinen Sichtfenster ein Mann im Rollstuhl an: «Können Sie mir sagen, wie die kleinen gelben Fische heissen?» Natürlich kann sie das, weiss ja fast alles über die Fische: Zitronenbuntbarsche! Immer wenn es nicht regnet, sitzt nun auch dieser Mann im Rollstuhl vor der Scheibe. Ein bisschen kommt es ihr so vor, als würde er sie abpassen. Aber sie hat nichts dagegen. Überwiegend führen sie Fischgespräche, aber manchmal mischen sich auch ein paar private Bemerkungen hinein. Sie erfährt, dass er sich beim Sturz auf einer Treppe beide Patellasehnen am Knie gerissen hat. Dass er bis vor

kurzem in einem Fachbuchversand gearbeitet hat. Manchmal schiebt sie ihn ein bisschen im Rollstuhl herum. Vorerst aber bleiben sie beim «Sie». Als sie wieder einmal an ihrem Stammplatz vor dem Aquarium sitzt und aufstehen will, wird ihr schwindlig. Sie stützt sich ab, hält sich an einer Ecke des Gebäudes fest und hat plötzlich ein Stück Stein in der Hand, das offenbar bereits lose gewesen war. Als sie es genauer betrachtet, merkt sie, dass der Stein eine Herzform hat. Und sieht darin ein Zeichen.

Der 18. August 2023 soll der schönste Tag ihres Lebens werden. Natürlich hat sie das Datum nicht zufällig gewählt. Und erst recht nicht den Ort: Genau 110 Jahre nach Eröffnung des Aquariums wird Sylvia Pupkes dort heiraten. Matthias, den Mann, der sie auf die Zitronenbuntbarsche angesprochen hat. Monatelang hat sie Einladungen und Tischkarten mit Aquariumsmotiven gemalt, handgezeichnete Kois. Sie hat heimlich, weil sie ihn überraschen wollte, verschiedene Lieder eingeübt und eine Stimmbandenzündung, die ihr alles zu zerschliessen drohte, gerade noch eben einigermaßen auskuriert. Hat sich die Haare machen und die Augenbrauen zupfen lassen, zum ersten Mal seit Jahren wieder Make-up aufgelegt, ihre trittsicheren Turnschuhe gegen ein hochhackiges, aber gerade noch zu bewältigendes Modell getauscht und ein weisses Brautkleid angezogen, mit dem sie selbst am englischen Hof durchgehen würde.

Frau Pupkes meint es nicht böse, wenn sie über Matthias, der nach einer Lungenembolie eine Erwerbsminderungsrente bezieht, sagt: «Wenn er nicht am Essen ist, sitzt er an seinen Modellen.» Panzer, Flugzeuge im unterschiedlichen Massstab, überwiegend aus dem Zweiten Weltkrieg. Aber vor allem interessiert er sich: für sie. Matthias ist ein feiner Kerl mit einem Herzen fast so gross wie ein Aquariumsbecken. Der erste Mann in Sylvia Pupkes' Leben (und erst der zweite überhaupt), der ihr Geborgenheit gibt und dem sie vorbehaltlos vertraut. Wobei man vielleicht einen kleinen, eher unbedeutenden Bereich abziehen muss: «Männer und Klamotten ...», sagt Frau Pupkes ahnungsvoll. Hatte er doch tatsächlich überlegt, zur Hochzeit in Freizeithose aufzulaufen. Sie hat die Sache also selbst in die Hand genommen (wie vor ein paar Monaten schon den Heiratsantrag!) und im Internet einen braunen Dreiteiler bestellt, bei dem nur die Hose etwas gekürzt werden musste. Ausserdem hat sie ihm noch eine goldfarbene Fliege verpasst. Weil sie das hübscher findet als Krawatte. Und er nichts dagegen hatte.

An der Glasscheibe des Rundbeckens hat Frau Pupkes eine Girlande künstlicher Sonnenblumen angebracht, die jetzt wie ein Heiligenschein den improvisierten Altar rahmt. Während Matthias mit der kleinen Traube der geladenen Gäste an der Säule neben dem Rundbecken auf seine Braut wartet, startet Frau Pupkes ihren Einzug vom entgegengesetzten Ende des Aquariums, auf Höhe der Bachforellen. Klickt – «Jetzt kommt die Mucke!» – aufs Handy und durchschreitet zu Mendelssohns «Hochzeitsmarsch» ihren Unterwassergarten. Die Trauzeugin hält die gerüschten Enden der drei Meter langen Schleppe, die entfernt, aber vielleicht nicht ganz zufällig, an den Schirm einer Qualle erinnern. Die anderen Aquariumsbesucher weichen ehrfürchtig zurück und bilden eine Gasse. Zwar können sie nicht ahnen, dass diese feenartige Frau hier seit mehr als einem Jahrzehnt ihr Heil sucht. Aber vielleicht spüren zumindest einige von ihnen auf unbestimmte Art, dass die Wahl dieses Hochzeitsortes nicht einem netten Einfall entsprang, sondern einer durch und durch existentiellen Frage.

Es ist heiss, Frau Pupkes, berührt von der besonderen Kraft dieses hoffnungsfrohen Tages, beschlägt es die Brille, ihre Schminke droht zu verlaufen. Ausserdem ist ihr das Handy mit der «Mucke» auf den Boden geknallt, aber es scheint überlebt zu haben. Ausgehend von den Tierpflegern, die ihr heute in voller Mannschaftstärke die Ehre erweisen, brandet Beifall auf, in den bald auch die zufälligen Gäste einstimmen.

Frau Pupkes schreitet durch den langen dunklen Gang hin zum Licht. Schwebt wie von sanften Wellen getragen in einer zeitlupenhaften Kamerafahrt vorbei an diesem Rausch aus Farben und Formen. An Galaxien aus Schwebeteilchen, fluoreszierenden Lichterketten und Luftblasen, die wie silbrig glänzende Perlen aufsteigen. An durchscheinenden Fischen, die wie ihr eigenes Röntgenbild aussehen, und daumengrossen Fabelwesen, die feuerwerksgleich für sie leuchten. Die Buntbarsche schwimmen Ehrenformation, die beiden Hammerhaie drängen sich an der Scheibe, als sich ihre frühere Patin nähert. Und auch der riesige Stachelrochen sendet einen stummen Gruss durch die Panzerglasscheibe, indem er sich wie ein Kunstflieger in voller Geschwindigkeit urplötzlich auf die Seite legt.

KONTEXT

ARTENREICH

Die Hauptattraktion des 1913 eröffneten Berliner Aquariums waren lange Zeit gar nicht die Fischbecken, sondern die gigantische Krokodilhalle mit ihrer fast 30 Meter langen, begehbaren Hängebrücke – damals eine absolute Sensation, welche das Aquarium auf einen Schlag berühmt machte. 1943 traf eine Bombe das Gebäude und zerstörte es fast vollständig, die meisten verbliebenen Tiere starben. Gleich nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges begann der Wiederaufbau, und das Aquarium konnte in den Folgejahren schrittweise wieder öffnen. Heute leben dort über 13 000 Tiere von mehr als 1000 Arten, neben klassischen Wasserbewohnern auch Reptilien, Amphibien und Insekten. Das Berliner Aquarium gilt als einer der artenreichsten Wasserzoos der Welt. Er ist aber bei weitem nicht der grösste: Während das Becken mit den Schaufelnasen-Hammerhaien und Rochen 130 000 Liter fasst, haben im Aquarium etwa des Chimelong Ocean Kingdom in der südchinesischen Stadt Zhuhai fast 23 Millionen Liter Platz – Weltrekord.

UMSTRITTEN

Grossaquarien sind umstritten. Tierschützer werfen ihnen vor, die Meeresbewohner nicht artgerecht zu halten, und vergleichen das Leben der eingesperrten Tiere mit Isolationshaft. Diese müssen zudem in der Wildnis gefangen und teilweise über weite Strecken transportiert werden – was nicht alle Meerestiere überleben. Im Dezember 2022 platzte, wohl aufgrund von Materialermüdung, das Berliner Aquadom-Aquarium, die Bilder der rund 1500 Fische, die auf dem Asphalt verendeten, gingen um die Welt. Diejenigen, die überlebt haben, fanden ein neues Zuhause: in den Becken des Berliner Zooaquariums.

AUTOR

Schon seit längerem hatte der Berliner Reporter und Buchautor Andreas Wenderoth die Idee, einen Menschen zu porträtieren, der täglich in den Zoo geht – um herauszufinden, was die intensive Zuwendung zu den Tieren vielleicht über vorangegangene Begegnungen mit Menschen aussagt. Um eine geeignete Person zu finden, streifte der 58-Jährige zwei Wochen lang durch den Zoo, suchte das Gespräch mit Tierpflegern und Aufsehern, verteilte Visitenkarten mit der Bitte, ihn anzurufen, wenn ihnen jemand auffallen sollte. Als er schon nah dran war, das Projekt aufzugeben, meldete sich Sylvia Pupkes bei ihm, gewohnt direkt: «Sie müssen nicht weitersuchen. Ich bin diejenige, über die Sie schreiben werden.»

Mehr vom Autor:

REPORTAGEN #55 – *Dr. Gross, der Übermensch*
